

Ihre Arbeitsstellen fanden die Saisonarbeitskräfte normalerweise über die Vermittlung von Leuten, die bereits als Saisonniers tätig waren, wie Alfons Schädler ausführte: «Es sind Einzelne gegangen, und die hatten dann auch nebenbei eine Vermittlungstätigkeit. Sie haben dann gesagt, ich bin bei dem und dem Baumeister gewesen. Und der habe gesagt, er könne schon noch ein paar bringen.» Saisonniers, die einmal Fuss gefasst hatten, tauschten ihre Erfahrungen über die einzelnen Meister aus und fanden so schnell heraus, wer die besten Konditionen bot, wie Alfons Schädler am Beispiel Thurgau erläutert. Einer habe beispielsweise bei einem Baumeister Huber gearbeitet, habe aber ständig Rücksprache mit Arbeitskollegen gehalten, die bei anderen Meistern ihr Brot verdienten. Man habe «auf dem Bau wieder Kollegen getroffen. In Frauenfeld haben sich die Saisonarbeiter am Sonntag auf dem Bahnhof getroffen, dann haben sie miteinander gesprochen. Und der andere sagte vielleicht, er sei beim Meister Meier gewesen. Der Meier sei ein viel besserer Meister. Beim Huber sei er auch gewesen, das sei ein Schinder. Und so haben sie sich ausgetauscht. Und andere Jahre seien sie zum Meister Meier gegangen. Und so haben die [Saisonarbeitskräfte] die Meister dann selber kennen gelernt und Kontakte geknüpft. So war das, dass sie über Jahre vielleicht zum gleichen gegangen sind. Und andere Jahre wieder, wenn sie [die Meister] dann gesagt haben: «Ich habe genug Leute, ich wäre zwar zufrieden mit dir. Aber ich habe noch einen Meisterkollegen, aber der wohnt weiter weg. Aber du könntest ihn ja mal anrufen und ihm sagen, du seist bei mir gewesen.»»

Bei all diesen Leuten, die sich mit der Zeit zu immer besseren Maurern, Gipsern etc. entwickelten und von ihren Meistern weiterempfohlen wur-

den, handelte es sich um angelernte Arbeitskräfte, die keine Berufsausbildung mitbrachten. Die Karrieren der meisten Saisonniers ähnelten sich. (Siehe dazu Artikel «Der Franken unseres Arbeiters», S. 15). Als Arbeit suchende junge Leute hatten sie sich beispielsweise bei einem Gipser als Hilfsarbeiter angetragen, und dieser nahm sie dann in der nächsten Saison mit. Auf diese Weise lernten sie – so Alfons Schädler –, «wie das zu und her geht auf den Baustellen. Und die, die eine geschickte Hand gehabt haben, zu denen hat der, der sie mitgenommen hat, gesagt: «Ja du kannst mir jetzt mal bei einer einfachen [Gips-]Arbeit helfen.» So hat man ihn angelernt. Und beim Maurer [war es] natürlich dasselbe. Oder wenn die eine Gruppe gehabt hatten, haben sie gesagt: «Der muss das auch lernen oder?» So ist er in zwei Jahren [vom] halben Hilfsarbeiter [zum] Hilfsmaurer [geworden], und das dritte Jahr ist er zu einem anderen Meister und hat gesagt: «Ich bin Maurer.»»

Für viele Saisonniers war es sicher nicht einfach, von zu Hause wegzugehen. Einige von ihnen arbeiteten in Ländern, in denen kein Deutsch gesprochen wurde, und nicht immer haben sich wohl sprachliche Barrieren so leicht ausräumen lassen wie in der folgenden Begebenheit, von welcher Elfrieda Wolfinger-Schuler berichtet: «Tone Nipp, Franz Vogt, genannt Metzger Franz, und Josef Frommelt sind miteinander nach Genf gegangen, um zu gipsen. Und da wollten sie miteinander zu Abend oder Zviere essen in einem Restaurant. Metzger Franz hat Käse bestellt. Die Servier-tochter hat das nicht verstanden, und keiner der drei konnte ein Wort Französisch. Danach hat Metzger Franz, nach langem Bemühen, als er es nicht erklären konnte, gesagt: «Du Läck mär am A...» Und darauf die Serviertochter voller Freude: «Ah, fromage, fromage» und brachte ihnen Käse.»

So mancher wird wohl unter Heimweh gelitten haben. Ein Saisonarbeiter erhielt beispielsweise den Übernamen «Mueterherz», weil er von starkem Heimweh geplagt worden ist, wie Emanuel Vogt schreibt. Die Sehnsucht nach Familie und Dorf setzte auch der Saisonniertätigkeit von Josef Wolfingers Vater Andreas ein schnelles Ende: «Der ist am Wäggitalsee arbeiten gegangen. Und wie er war, er bekam schnell Heimweh. Dann hat er seiner Frau (dr Mamma) eine Ansichtskarte geschickt, hat zusammengepackt, [ist] abgereist, und da ist er halt vor der Karte schon wieder in Balzers gewesen.»

Ein weiterer Beleg dafür, dass viele nicht gern aus der Heimat weggegangen sind, ist die Tatsache, dass die umfangreichen Notstandsarbeiten in Liechtenstein, welche in den 1930er Jahren durchgeführt wurden, laut Peter Geiger einen unerwarteten Nebeneffekt nach sich zogen: «Die Arbeitssuchenden im Lande gewöhnten sich alsbald an sie, viele warteten lieber hier auf Beschäftigung. ... Viele Bauleute waren verheiratet und wünschten bei der Familie zu bleiben, statt in der Fremde zu weilen und erst noch einen guten Teil des Erwerbs für Reise, Kost, Logis und Wirtschaften aufzubrauchen. Das Arbeitsamt konnte wiederholt für Stellenangebote aus der Schweiz nicht einmal genügend Interessenten, insbesondere Maurer, im Lande finden, trotz Krise.»

Aber nicht alle sehnten sich zurück an den «jungen Rhein». So mancher hat in der Ferne eine neue Heimat gefunden, hat geheiratet und sogar ein eigenes Geschäft gegründet. Andere wiederum kamen aufgrund tragischer Unglücksfälle nicht mehr nach Hause. So fand etwa der am 26. Mai 1931 bei Arbeiten in Paris tödlich verunglückte Balzner Fidel Nigg (\*1903) dort seine letzte Ruhestätte.